

KD WOLFF

**»BIN ICH NICHT
EIN HANS
IM GLÜCK?«**

STUDENTENREVOLTE

HÖLDERLIN

KAFKA

Redaktion:

Dietegen Müller

KLOSTERMANN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 · Vittorio Klostermann GmbH, Westerbachstraße 47, 60489 Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Elmar Lixenfeld, Frankfurt am Main
Satz: Marion Juhas, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Memminger MedienCentrum, Memmingen
Alle Rechte vorbehalten. All Rights Reserved.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
entsprechend ISO 9706.
Printed in Germany
ISBN 978-3-465-04708-7

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
verlag@klostermann.de

Für Sibylla und unsere Kinder Jenny und Anton

Für meine Frau Cristina

Inhalt

Prolog	13
--------	----

Erster Teil: Jugendjahre und politische Kämpfe

Traumata aus vorsprachlicher Zeit	15
Eine vertuschte Nazi-Vergangenheit	17
Keine Luft zum Atmen	19
Weinen für den Führer	20
Armut und Schweigen zur Schuldfrage	22
Entnazifizierung und ein Lieblingskind, das keines war	23
Alte Hierarchien und neue Gewalt	25
Kulissen des Bildungsbürgertums	27
Grenzgänge, Marx und der Reiz des anderen Geschlechts	28
Die merkwürdige Welt der SPD	30
Vor der Totenstille geflüchtet: Youth For Understanding	32
Konservativ, aber freiheitlich – amerikanische Widersprüche	33
»A nasty foreigner« – meine Anfänge als Oppositioneller	35
Dating in Michigan und Rückkehr nach Deutschland	37
Vom Tod des Vaters, Schuldgefühlen und Wehrdienst	38
Meine Kämpfe als Soldat und Reifeerfahrungen	40
5 vor 12 und Aufbegehren gegen braunes Rechtsverständnis	42
Jura als Rösselsprung und eine Neuorientierung	44
Erste Kampagnenerfahrung mit »Student aufs Land«	45
Mit dem ungeliebten SDS ins Studentenparlament	46
Für den Notstandsappell bei Heidegger und Pringsheim	47
Aktionsausschüsse als Wegbereiter zur SDS-Spitze	49

Gegen Imperialismus: Spendensammlung für den Vietcong	50
Aufbau eines Fluchthilfe-Netzwerks für GIs	51
Entstehung eines Generationengefühls	54
Habermas, das Phänomen Dutschke und Richtungsstreitereien	55
Die »roten Wölffe« als antiautoritäre Spitze des SDS	58
Springer-Kampagne und Aufblühen der Raubdruckszene	59
Mit Dahrendorf auf dem Autodach	61
Vietnam-Konferenz als Tor zur Welt	62
Unterschiedliche Auffassungen über Protestformen	64
Das Dutschke-Attentat und die Blockaden gegen Springer	65
Staatliche Provokateure und Massenmobilisierung	67
Gescheiterter Widerstand gegen die Notstandsgesetze	68
Die Justizkampagne, Rote Hilfen und der Staatsschutz	70
Neue Richtungskämpfe und finanzielle Kreativität im SDS	72
Tomaten gegen Machos	74
Demokratisierung der Unis	75
Die Verlagsszene ruft – Gespräch mit Einaudi und Unseld, Ärger wegen Senghor	77
Unterwegs in den USA – frecher als Brecht im Sicherheitskomitee	80
Bella Italia, Lotta Continua und Versuche der Betriebsarbeit	84
Kritik am Meinungsterror und Entschuldigung bei Ben Nathan	86
Im Bunde mit den Panthers und die Stimme der Deklassierten: Voice of the Lumpen	88
Trikontinentale Illusionen und eine Einladung nach Nordkorea	90
Sprudelbadewannen und Halbleiter fürs Politbüro	92
»Ramstein Two« – Schießerei mit Folgen	93
Auflösung des SDS und Radikalisierungstendenzen	95
Der Untergrund tut sich auf – aber nicht für alle	97

*Zweiter Teil:**Anfänge als Verleger und schmerzhaftes Trennungen*

Spinoza als Erkenntnisbringer	99
Immer dieses Zersetzende	101
Erste Schritte im Verlagswesen und etwas Chi-Chi	102
Rauswurf bei Schröder und eine Männerbande	103
Ein roter Stern geht auf – mehr als ein Verlag	105
Erste Vertriebsverfahren und Reibereien	106
Propaganda, Dokumentationen und neues Lehrmaterial	108
Kinderladen-Pädagogik und Beginn des feministischen Verlagsprogramms	109
Michel – ein Cineast sucht Arbeit	111
Bomben der RAF und Verdächtigungen als Terrorist	113
Umzug ins »Holzhaus«	115
Neuausrichtung im Verlag	116
Bruch mit der militanten Linken	117
Eine Festnahme und ein Flugblatt an die Nachbarn	119
Terror in Entebbe und Carlos	120
Angstbewältigung, neue Beziehung und Frauenbücher im Männerverlag	122
Erster Streich mit Schiller und ein besonderer Trüffel	125
Hölderlin als Revolutionär	126
Schmeißfliegen der Germanistik	127
Klassenkampf mit Klassiker – das Verfälschte neu herausgeben	128
Ein gekonnter Bluff, der hohe Wellen schlägt	130
Ein offener Brief der Militanten	132
Ein großartiger Herausgeber und ein altes Subskriptionsmodell	133
Übertriebene Ängste, dramatische Drohungen	135
Brechen der germanistischen Allmacht	136
Über die Märzrevolution zu Theweleits Männerphantasien	137
Alles, nur bitte kein Grün!	138
Interpretation des Grauens als Lesemagnet	140
Durcharbeiten durch Schrecken der Gewalt	142

Zwischen Recht auf Abtreibung und Leben mit Kind	143
Als Vater im »Deutschen Herbst«	145
Ein Friedenspreis für eine Träne im Ozean	146

*Dritter Teil:
Professionalisierung und das Leben im »Holzhaus«*

Aufbauarbeit in Basel – mit einem besonderen Namen	151
Leben im »Holzhaus«	153
Schöne Bücher, Leben und Arbeiten mit knappen Mitteln	156
Wiederkehrende finanzielle Sorgen und ein Hauskauf	158
Mit Schweizer Diplomatie zu Schumann	160
Kurzecks Anfänge als atemloser Autor	161
Ein Meister des Erzählens	163
Klaus Heinrich – ein außergewöhnlicher Gelehrter, der Verramschung nicht mag	164
Das erste »Maus«-Kapitel von Art Spiegelman	166
Keine Einreise möglich – Schatten der Vergangenheit	169
Eisslers Goethe-Analyse und Ärger mit der Flick-Stiftung	171
Unsere US-Autoren und Harold Bloom als Alter Ego	174
Gastspiel bei Duras und Glasers »Geheimnis und Gewalt«	175
Mehr Mitarbeitende, mehr Angebote und »Frauen und Film«	176
Schrittweise Professionalisierung im Computerzeitalter	178
Kampf für menschliche Justiz – und ein offener Brief	179
Einsatz für die »Satanischen Verse«	181
Artikel 19 Verlag als gelebte Meinungsäußerungsfreiheit	183
Petrarca und ein Literaturhaus für Frankfurt	184
Ungeliebte deutsche Wiedervereinigung	186
Vertrauensmann für Kurzeck	188
Fesseln der Liebe	190
Herr Müller aus der DDR	191
Ohne Umschweife in Honeckers Büro	193
Eine neue Mammutaufgabe – Kleist	195

Inhalt	11
Junge Newcomer gegen das Establishment	197
Durchbruch in Potsdam – aber finanziell am Ende	200
 <i>Vierter Teil:</i> <i>Erste Pleite, Wiederauferstehung und das Ende</i>	
Ein Stern verglüht	203
Ein Phönix aus der Asche in Basel	204
Großzügige Unterstützung über die Fördergesellschaft	205
Neustart in Basel mit der Gottfried-Keller-Ausgabe	206
Ein bürgerlich-revolutionärer Nationaldichter und die Gründung eines Editionsinstituts	208
Die »Rote Fini« sagt Nein zur Trakl-Finanzierung	210
Zwischen Traudl Herrhausen und Oskar Lafontaine	211
Erfolge in der Liechtenstein-Connection	215
Kohl kennt seinen Hölderlin	216
Trennungsschmerzen in Basel und psychoanalytische Trouvaillen	218
Es wird ernst mit Kafka – unser Meisterstück	220
Krimireifer Neustart nach 70 Jahren	222
Schrecken der Bibliothekare – und Kafka in New York	224
Transatlantische Lobbyarbeit und später Durchbruch in Oxford	225
Als »Klassiker-Marktführer« ins neue Jahrtausend	226
Auszeichnungen und Strömungsveränderungen	227
Ein Radikaler bringt Napoléon nach Paris	229
Fremdgehen mit Stroemfeld – Kempowskis Poesiealbum	230
Georg Groddeck und neue Finanznöte	231
Naumanns Wunsch geht in Erfüllung – aber Kafka leidet	232
Dornige Rosen und seltene Neuauflagen	234
Robert Walser braucht einen zweiten Verlag	235
Finanzkrise und neues Betteln um Geld	237
Heidelberger Appell zum Urheberrecht	239
Eine verweigerte Einreise	239
Verkaufsgespräche und vierzig Jahre in einer Ausstellung	242

Letzter Liebesbeweis für Michel	244
Ein Lichtstrahl aus Basel	245
Zu starke Gravitationskräfte – und bis zum Ende der SoVa	246
Noch ein Preis – und ein Hans im Glück	248
Das »Holzhaus« heute	249
Danksagung	251
Register	253
Abbildungsnachweis	261

*Unterwegs in den USA – frecher als Brecht
im Sicherheitskomitee*

Eine ähnlich heikle Situation hatte ich in anderem Zusammenhang erlebt. Im Februar 1969 war ich das erste Mal nach meinem Austauschjahr wieder in die USA gereist. Unsere US-Schwesterorganisation Students for a Democratic Society hatte mich ja auf der Berliner Vietnam-Konferenz im Januar 1968 eingeladen. Die Reise führte mich über Kanada durch die Vereinigten Staaten. Damals stand ich schon längst unter behördlicher Überwachung, hatte aber im US-Generalkonsulat in Frankfurt problemlos ein Einreisevisum erhalten. Doch die Grenzbeamten ließen mich nur unter Vorbehalt ins Land und verwiesen mich zur weiteren Inspektion – »referred for further inspection« – für jede Reiseetappe jeweils an das nächste Einwanderungsbüro. Meine vielen Strafverfahren unter anderem wegen Vietnam-Demonstrationen sowie das »Sit-in« im Amerikahaus hatten mich bei den US-Behörden nicht beliebt gemacht.

Auf meiner Rundreise erzählte ich den amerikanischen Studenten, wie wir im SDS die Springer-Demonstrationen organisiert hatten. Für amerikanische Linke war es eine Überraschung, dass jemand aus Deutschland sie besuchte, der ihnen inhaltlich nahestand. Diese ganze Reise war von unserer Freundschaft mit dem amerikanischen SDS geprägt. Mit der Opposition gegen den Vietnamkrieg sowie unserer Sympathie für die GIs, die nicht nach Vietnam wollten, waren Berührungspunkte da. Hinzu kam unsere Solidarität mit der Bürgerrechtsbewegung und insbesondere auch mit deren militanterem Teil. Zusammen mit dem SDS-Gründer Tom Hayden besuchte ich den Vorstand der Black-Panther Party for Self Defense (BPP) in Oakland und lernte dort Bobby Seale kennen, der die Organisation drei Jahre zuvor gegründet hatte. Dabei fragten mich die Black Panther, ob wir ihnen helfen könnten, an GIs in Westdeutschland zu gelangen, und ob wir für die Panther Propaganda-Publikationen erstellen und an US-Soldaten vertreiben könnten. Ich sagte zu, und wir organisierten bald darauf tatsächlich einen regen Austausch an Informationen und bauten ein Propagandanetzwerk für die Black Panther in Deutschland auf.

In der Georgetown University in Washington D.C. wurde ich nach einem Vortrag von zwei US Marshalls beiseite gezogen. Aus den Filmen kennt man das. Sie kamen mit blauen Uniformen und eckigen Mützen: »Are you Karl Dietrich Wolff?« Sie luden mich zu einem Hearing im Internal Security Subcommittee des US-Senats vor, das früher Komitee für unamerikanische Aktivitäten (HUAC) hieß, ein eher gefürchtetes Gremium, das einen Ruf als Kommunistenfresser hatte. Meine US-amerikanischen Freunde sagten



Im Hearing des U.S.Senat Internal Security Subcommittee mit Anwalt Michael Tigar (l.)

mir, ich solle einfach nach Hause fliegen, dann hätte sich die Vorladung erledigt, da sie nur in Amerika gelte. Aber sie kannten mich in der Hinsicht schlecht. Es war nämlich so, dass ich das Hearing des letzten Deutschen, der vor diesen Ausschuss musste, gut kannte: Zufällig hatte ich einige Jahre zuvor eine Schallplatte mit der Aufzeichnung von Bert Brechts Auftritt vor dem HUAC angehört. Der Augsburgener wurde im Jahr 1947 von Joseph McCarthy vor das HUAC zitiert und gefragt: »Sind Sie Kommunist?« Brecht zog das Hearing ins Lächerlich-Absurde und erklärte, Parteipolitik sei nicht seine Aufgabe.

Das fand ich ziemlich feige und war überzeugt, es besser zu können. Brecht, fand ich, hatte nur die Hälfte dessen gesagt, was notwendig gewesen wäre. Als ich die Vorladung der Marshalls erhielt, waren der Soziologe Klaus Meschkat und der Politikwissenschaftler Ekkehart Krippendorf gerade in New York – ich kannte sie aus dem SDS und der Republikanischen Hilfe. Wir setzten uns zusammen und überlegten, was ich machen könnte – es war im Grunde eine Art juristische Beratung für einen politisch Radikalen, eine Hilfe, die mir sehr willkommen war. In der Folge ging ich aufs Ganze und bereitete ein großes Statement vor.

Als absehbar war, dass ich ins Hearing gehen würde, besorgten meine amerikanischen SDS-Freunde mir einen Anwalt, Michael Tigar, später der Anwalt der US-amerikanischen Bürgerrechtsaktivistin Angela Davis. Zusammen gingen wir an jenem 14. März 1969 ins Neue Senatsgebäude an

„MR. SENATOR, SIE SIND EIN BANDIT“

SDS-Redner Karl-Dietrich Wolff vor dem Sicherheitsausschuß des US-Senats

SOURWINE (höchster Ausschußbeamter): Sie heißen Karl-Dietrich Wolff?

WOLFF: Hören Sie auf, lassen Sie uns doch mit all diesem Scheiß aufhören! Sie wissen, wie ich heiße, ich weiß, wie Sie heißen, fangen wir doch endlich an... Wir erinnern uns sehr wohl, Herr Senator, daß Ausschüsse wie dieser hier Bertolt Brecht und Eisler vorgeladen haben und wie die beiden... behandelt wurden... Für den Chefpropagandisten in den nazi-besetzten Gebieten, den westdeutschen Kanzler Kiesinger, würde die US-Regierung natürlich einen roten Teppich ausrollen... Sie, Mr. Senator, und Ihresgleichen sind nur ein Haufen krimineller Banditen. Ich bin

SOURWINE: ... was eine Abkürzung ist für „Students for a Democratic Society“.

WOLFF: Aha.

SOURWINE: Mir scheint, der Zeuge spricht ausgezeichnet Englisch...

WOLFF: Ich möchte darauf hinweisen, daß ich ein wenig Englisch spreche, und ich weiß auch, was ich auf englisch sage, aber ich bin mir nicht immer ganz sicher, daß ich verstehe, was Sie sagen. Wissen Sie, so ein Hauten Banditen wie Sie ist schwer zu verstehen, vor allem auf englisch.

THURMOND: Er versteht alles, was wir sagen.

land Mitglieder einer Organisation mit den Initialen SDS sind.

WOLFF: Well, wenn hier jemand die Fragen stellt, die ihm Spaß machen, dann könnte ich auch anfangen und Sie fragen, ob Sie Mitglied der CIA sind... Ich könnte den Chefgangster da oben fragen, ob er Mitglied der CIA ist oder für die CIA gearbeitet hat, aber das ist hier nicht relevant.

THURMOND: Ich habe entschieden, daß die Frage sehr wohl relevant ist und beantwortet werden sollte. Verweigern Sie die Aussage?

WOLFF: Sind Sie Mitglied der CIA? Haben Sie für die CIA gearbeitet?

THURMOND: Verweigern Sie die Antwort auf diese Frage?

WOLFF: Sie sind ein Bandit... Ich habe diese Frage schon vorher beantwortet, sie steht nicht mehr zur Diskussion.

THURMOND: Sie haben die Frage nicht beantwortet. Ich gebe Ihnen noch eine Chance. Verweigern Sie die Aussage?

WOLFF: Sie sollten sich die Ohren waschen.

THURMOND: Sie verweigern die Aussage?

WOLFF: Waschen Sie sich die Ohren... Well, wenn der Mann da oben (Sourwine) mir seine Adresse gibt, dann würde ich meine vielleicht auch angeben... Wissen Sie, wenn Sie meine Frankfurter Adresse veröffentlichten, um es Ihren Leuten zu erleichtern, daß sie mich bombardieren und mir Molotowcocktails in die Wohnung schmeißen, wie es einer Ihrer Agenten schon getan hat, dann möchte ich seine Adresse wissen, damit sich die Leute in diesem Land revanchieren können. Das ist doch Ihre Art von Politik, oder?

SOURWINE: No, Sir.

WOLFF: Wissen Sie, wenn Sie jemand nach Vietnam schicken und dort für Ihre schmutzigen Ziele sterben lassen, dann werden sie anfangen zu denken, und die Leute haben angefangen zu denken, und sie haben angefangen zu desertieren, und sie boykottieren die Einberufung... Dies ist eines der wenigen guten Zeichen in der US-Gesellschaft. Und wir brauchen mehr. Wir müssen erkennen...

SOURWINE: Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten...

WOLFF: Ich bin noch nicht fertig, ich rede noch, halten Sie den Mund... Die Menschen in den USA werden erkennen müssen, daß entweder der US-Imperialismus...

THURMOND: Sie benehmen sich hier nicht anständig.

WOLFF: Wenn Sie mich nicht ausreden lassen, gehe ich, verstanden. (Wolff verläßt den Raum.)



Wolff (r.) vor dem Senatsausschuß: „Waschen Sie sich die Ohren“

ganz gewiß nicht hierhergekommen, um auch nur einem Ihrer schmutzigen Ziele zu dienen.

SOURWINE: Ist Ihr vorbereitetes Statement damit zu Ende, Sir?

WOLFF: Ja.

THURMOND: ... Ich habe den Eindruck, daß Sie sich in Ihrer eben abgegebenen Erklärung einer unpassenden und unflätigen Sprache bedient haben.

WOLFF: Natürlich hab' ich das getan. Wissen Sie, Obszönität war immer eine Waffe der Unterdrückten, aber... Sie im tiefen Süden wissen so was natürlich nicht.

THURMOND: Also, wenn Sie weiter so unpassend und unflätig reden, werden wir die Öffentlichkeit wieder ausschließen.

WOLFF: Das könnte Ihnen so passen.

SOURWINE: In diesem Land haben wir eine Organisation mit dem Namen SDS...

WOLFF: So, wirklich.

WOLFF: Das ist typisch für die Art, wie Sie den Leuten ihre Sprache rauben. Genauso haben Sie die schwarze Bevölkerung dieses Landes ihrer Sprache beraubt. Sie haben ihnen erzählt, daß sie perfekt Englisch verstehen und ihnen zugleich ihre eigene Kultur gestohlen...

SOURWINE: Mr. Wolff, ist Ihnen bekannt, daß es in Deutschland eine Organisation mit der Bezeichnung SDS gibt?

WOLFF: Mir ist bekannt, daß es in Westdeutschland eine Organisation mit dem Namen CIA gibt, die in Deutschland ebenso arbeitet wie in den USA, wie im Iran, wie in Guatemala, wie in Bolivien, wie in Kolumbien, wie in Südvietnam... Meines Wissens wurde ich vorgeladen, um hier über die Umstände meiner Einreise in die USA und meine Aktivitäten in den USA befragt zu werden, nun kommen Sie also bitte zur Sache, oder ich gehe.

SOURWINE: Sie haben die Frage nicht beantwortet, ob Sie in Deutsch-

der Constitution Avenue in Washington. Die Situation in Raum 2300 war unangenehm, aber ich war äußerst entschlossen, ein Statement abzugeben und die Lächerlichkeit und ideologische Aufgeladenheit des Hearing-Panels zu zeigen. Mit »Ho Chi Minh« testete ich das Mikrofon. Zuerst startete das Hearing normal, ging aber nach einer Intervention meines Anwalts in eine öffentliche Veranstaltung in einem größeren Raum über. Dort war die Stimmung bald erhitzt, vielleicht siebzig Unterstützer vom amerikanischen SDS waren präsent. Zwischenrufe oder andere Störungen wurden nicht toleriert, doch es blieb unruhig. Gleich zu Beginn stellte ich klar, dass mit dieser Pseudoanhörung versucht werde zu verschleiern, welche Rolle diese Meetings für die herrschende Klasse der USA hatten.

Ich war ausgesprochen frech und dreist, beantwortete aber alle Fragen. Das Komitee wollte das jedoch nicht wahrhaben. Am Ende schrie mich der Republikaner Strom Thurmond, der dem Hearing präsierte, an: »Sie antworten ja auf unsere Fragen gar nicht!« Er wollte genau wissen, wann wir wohin gefahren waren und wer welche Veranstaltung organisiert hatte. Er wollte mich jetzt bestrafen. Doch ängstigte er mich damit nicht: Ich hätte ein halbes Jahr Strafe wegen »Contempt of Congress« bekommen können, mehr konnte mir nicht passieren. Das wusste ich, und das war es die Sache eigentlich wert. Am Schluss sagte ich nach einer halben Stunde rhetorisch erbärmlichen Ping-Pongs: »Oh yes, I'm responsive, but you... you are a racist bandit!« Dann nahm ich meinen Mantel und verließ den Raum. Am nächsten Tag erhielt ich wieder eine Vorladung, doch darauf meldete ich mich nicht mehr. Stattdessen reiste ich über Kanada aus. Damit war es für mich vorbei mit einer neuerlichen Einreise: Der US-Konsul annullierte auf dem Flughafen von Toronto mein Visum und sagte: »Hier kommen Sie nicht mehr rein.« Als kleine Anekdote am Rande: Auf dem Rückflug nahm ich im Gepäck auch zwei LSD-Tabletten mit, die mir die Motherfuckers – eine Street Gang aus New York – geschenkt hatten. Zusammen mit meiner Verlobten Heidi probierte ich sie dann im Frankfurter Grüneburgpark aus; nach der Einnahme der Tablette begann der Park sich zu wellen.

Wellen schlugen auch die Anhörung und meine Ausweisung aus den USA. Das drang bis nach Europa durch und bedeutete eine diplomatisch unangenehme Situation für die Bundesregierung als Bündnispartner. Der *Spiegel* druckte einen Teil des Hearings in deutscher Übersetzung ab und zahlte mir dafür sogar Geld. Wie ernst die Amerikaner es mit dem Visumsentzug meinten, erkannte ich erst später. Nahezu zwanzig Jahre lang erhielt ich kein Visum mehr. Das schmerzte mich sehr. Ich liebe dieses Land; viele Freunde konnte ich lange nicht mehr besuchen und musste darauf hoffen, dass sie nach Deutschland kamen. SDS-Gründer Tom Hayden meinte

Zweiter Teil: Anfänge als Verleger und schmerzhaft Trennungen

Spinoza als Erkenntnisbringer

Dass ich mich auf meinem Lebensweg vom studentischen Radikalen zu einem radikalen Verleger wandeln würde, war für mich Ende der Sechzigerjahre noch nicht abzusehen, und doch kam nun eins zum anderen. Eine Herausforderung eines Verlegers ist es, spannende Texte zu finden – aber mehr als das: Verleger zu sein verkörpert eine Lebensweise. Ich war zu revolutionär und zu neugierig, um nach einem konkreten Plan vorzugehen. Ich wollte ergründen, wie sich ein Werk, selbst ein klassisches, mit frischem, unverstelltem Blick lesen lässt. So rutschte ich ins Verlegerische hinein, ohne das bewusst entschieden oder durch langjährige, systematische Ausbildung vorbereitet zu haben. Vielmehr war es meine Lust, herrschende Dogmen und Institutionen in Frage zu stellen. Sie katapultierte mich in mein neues Betätigungsfeld des Verlegens gesellschaftskritischer und quer zu herrschenden Anschauungen stehender Bücher hinein. Ich genoss die Gunst des Moments: Meinen »Drive« nahm ich aus politischen Tagen mit; nachdem ich mich entschieden hatte, keine politische Karriere mehr zu verfolgen, war meine Energie jetzt für anderes frei.

Meiner Mutter habe ich die elementaren Grundlagen zu verdanken. Lese- und Jugendbücher waren nach dem Krieg Mangelware; die tägliche Not reduzierte zwar das familiäre Leben, nicht aber meinen Wissensdrang und die Lust, gedanklich in fremde Welten zu reisen. Mit ihrem didaktischen Ehrgeiz schuf sie damals mein erstes Lese-Buch, bestehend aus Ansichtskarten. Später kamen auch Zeitungsberichte über die Nürnberger Prozesse als Übungsfeld hinzu. Gerade weil so wenig darüber gesprochen wurde, brachte mich das als Kind dazu, diese Artikel zu entziffern – irgendwie wollte ich das alles genau wissen.

Tiefer eingepägt haben sich mir auch die gemeinsamen Stunden mit meiner Schwester Annegret, die sich nach meiner Verbrüderung als Kleinkind mit besonderer Fürsorge um mich gekümmert hatte. Sie las mir, noch bevor ich in die Schule kam, Felix Dahns *Ein Kampf um Rom* vor. Die grelle Heldengeschichte, in der am Ende der Gotenkönig Teja starb, erregte mein Unterbewusstes ungemein, wie ich später in den Sitzungen mit meinem

Psychoanalytiker herausfinden sollte. Die dahingerafften Helden – zeichnete sich hier vor, Autoritäten im echten Leben in Frage zu stellen? Vorgelesen hat mir aber auch mein Vater, aus Annemarie Selinkos Historienschinken *Désirée*, der in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als Fortsetzungsroman abgedruckt wurde. Eine Zeitlang erzählte er uns abends immer die neue Folge.

In unserer Wohnung in Wallau lauschte ich nicht nur Jungsromanen und kitschigen Liebesdramen, sondern begann mich mit der Zeit lesend von der Familie zu separieren. Stundenlang saß ich versteckt unter dem Dach, beschäftigt mit Reclam-Bänden. Spinozas *Ethik* verblüffte mich unglaublich, und nur Heranwachsende können einen solchen Moment der Erkenntnis wirklich würdigen. Eines Tages rannte ich die Treppe vom Dachstock hinunter in die Wohnräume, laut rufend: »Ich weiß es, ich weiß es!« Die Lektüre hatte mir offensichtlich tiefeschürfende Einsichten vermittelt. Welche Enttäuschung und wie schade, dass sich niemand in unserer großen Familie dafür zu interessieren schien. Der Inhalt meiner Erleuchtung ist mir amüsanterweise heute nicht mehr erinnerlich, aber es war eindeutig die Antithese zu »Ich weiß, dass ich nichts weiß«.

Als eine erste Anlaufstelle für meinen Bücherdurst dienten mir die zwei, drei Regale meiner Eltern. Dort grub ich Theodor Hendrik van de Veldes Sexualerziehung aus; das Buch stand verschämt weiter hinten im Schrank. Mit einer gewissen Faszination studierte ich die in dem Buch enthaltenen Abbildungen der Geschlechtskrankheiten. Mein Horizont weitete sich rasch. Als Schüler lernte ich etwa Ilse Aichinger kennen, als meine Mutter in Biedenkopf in der Volkshochschule eine Lesung mit ihr organisierte. Sie las aus ihrer 1953 erschienenen Erzählung *Der Gefesselte* vor. Da ging es um mich, das fühlte ich klar: »Alle Möglichkeiten lagen in dem Spielraum der Fesselung. Er stützte die Ellbogen auf die Erde und beobachtete das Spielen der Schnur. Sobald sie spannte, gab er nach und versuchte es mit größerer Vorsicht wieder.« Ich war von den Folgen meiner frühkindlichen Verbrüderung gefesselt, »im Innern des Käfigs, während er die Fessel wie die Reste einer Schlangenhaut von sich riss«.

Immer dieses Zersetzende

Früh begann für mich Kafka eine Rolle zu spielen, nicht nur als Literat, sondern als Instrument, um mir Dinge vor Augen zu führen, die ich bisher nicht wahrhaben wollte. Wann es war, weiß ich nicht mehr genau. Aber ich glaube, meine Konfrontation mit meiner Mutter begann, als ich meinem Bruder Reinhart zu Weihnachten *Die Verwandlung* schenkte, 1955 oder 1956. Es war in unserer Familie Tradition, dass wir uns immer alle gegenseitig etwas zu Weihnachten überreichten. Wir Kinder hatten ein bisschen Taschengeld, und ich gab noch Nachhilfestunden. Frank und ich haben uns da meistens zusammengetan und für unsere Geschwister und die Eltern eingekauft. So ging ich eines Tages in den einzigen Buchladen, den es in Biedenkopf gab und der ein überschaubares Sortiment an Taschenbüchern führte. Ich hatte keine Ahnung, wer Kafka war, doch *Die Verwandlung* habe ich garantiert wegen des Titels ausgewählt – ich war für *Verwandlung*, und wie!

Unter dem Weihnachtsbaum packte Reinhart das Päckchen aus. Meine Mutter schaute ihm über die Schulter, und als sie sah, dass es Kafka war, entglitten ihr die Gesichtszüge. Schlagartig war mir klar: Ich hatte etwas derart richtig gemacht, wie es gar nicht richtiger sein konnte. Im Nachhinein kam mir dieses Gefühl sehr seltsam vor. In diesem Moment wusste ich noch nicht, wie intensiv meine Auseinandersetzung mit meiner Mutter werden sollte. So begann ich selbst Kafka zu lesen. Und all die Autoren, die Kafka gelesen hatte. Diese Lektüre prägte später mein Verlagsprogramm in nicht geringer Weise.

In meiner Bundeswehrzeit folgten dann die russischen Autoren, Dostojewski, Tolstoi, einer nach dem anderen, das war großartig. Bei meinem Unteroffizierslehrgang in Göttingen hatte ich Zeit gefunden, auf Einkaufstour zu gehen, und so kaufte ich, was abends der lokale Buchhandel an dtv-Bänden hergab. Anfang 1964 wurde ich für einige Monate als Unteroffizier der Versorgung nach Fritzlar versetzt. Wie schon in meinem Elternhaus bot mir ein Dachboden den Rückzugsraum. Diesmal war es die Waffenkammer, die im Kasernengebäude unter dem Dach untergebracht war. Morgens holte die Kompanie ihre Waffen ab, dann war lange Ruhe; erst abends kamen die Soldaten wieder zurück. Dazwischen hatte ich viel Zeit zum Lesen. Weil sich die Waffenkammer ganz oben befand, konnte ich die Rückkehrer schon lange im Voraus im Treppenhaus hören.

Einmal äußerte sich meine Mutter direkt zu meiner Lektüre – ein schreckliches Erlebnis. Kurz vor meinem 21. Geburtstag und vor meiner Entlassung aus der Bundeswehr fragte sie mich, was ich mir wünsche. Dostojewski,

sagte ich. Da entgegnete sie nur kalt: »Muss es denn immer so etwas Zersetzendes sein?« Sie war in ihrem Kulturgeschmack und in ihrer ganzen Haltung völlig bei ihrem Nazitum geblieben. Von Dostojewski zu sagen, er habe eine zersetzende Wirkung, ist in gewisser Weise gar nicht so absurd, weil in seinem Werk die Tiefe der Seele und all das, was Menschen zerreißt, wohin sie es treibt und wie es sie verrückt macht, eine alles entscheidende Rolle spielt. Staaten lassen sich mit dieser Literatur nicht aufbauen. Und doch war es eine Verkenntung der Größe dieses Autors, wie sie für mich in ihrer Vehemenz unvorstellbar und unerträglich war.

Erste Schritte im Verlagswesen und etwas Chi-Chi

Meinen Einstieg ins Verlagswesen fand ich im Herbst 1968, als ich von einer befreundeten Anwältin, Inge Hornischer, angesprochen wurde. Ein kleiner Verlag aus Darmstadt namens Melzer habe sie gefragt, ob ich Lust hätte, politischer Lektor zu werden? Weder war mir der Melzer-Verlag ein Begriff noch hatte ich Ahnung davon, was ein politischer Lektor macht. Doch statt mir den Verlag anzuschauen und mit dessen Geschäftsführer, Jrg Schröder, zu sprechen, spazierte ich in Frankfurt durch den Grüneburgpark, schlief eine Nacht darüber und sagte dann aufs Geratewohl zu. Damit war ich angestellt: ich könne gleich starten, meinte Schröder. Weil noch die Einladung vom US-amerikanischen SDS für meine USA-Reise ausstand, bremste ich. Doch Schröder meinte, er würde mir schon einmal Visitenkarten drucken lassen. So könne ich mich in der amerikanischen Szene umsehen und den einen oder anderen neuen Titel gleich bestellen und nach Europa bringen.

So bin ich im Februar 1969 nicht nur als SDS-Vertreter in die USA gereist, sondern auch als Verlagsvertreter mit Visitenkarten von Melzer im Gepäck. Auf der Rundreise spazierte ich durch die Buchhandlungen und kaufte feministische Literatur und andere Broschüren, sicherlich um die 50 Publikationen. Ich folgte einem Instinkt – diese Titel waren in Deutschland noch völlig unbekannt. In meiner Auswahl spiegelte sich auch mein Interesse an der gerade beginnenden Entwicklung der Weiberrte und an der Neudefinition von Rollenmodellen, etwa über die Schaffung von Kinderlden.

Als ich aus den USA zurückkam, rief mich Schröder an und fragte mich, ob ich den Artikel in der *Frankfurter Rundschau* gesehen habe: Der Melzer-Verlag – den Schröder immerhin saniert hatte – habe ihn und seine Mitarbeiter hinausgeworfen. Ob ich in seinen neuen März-Verlag einsteigen wolle, den er in Darmstadt mit seinen anderen Mitarbeitern gründe. Ich musste nicht lange überlegen. Damals hatte ich zwar noch eine kleine Waisenrente, aber die Einnahmen aus meiner politischen Tätigkeit wurden

geringer. So hätte ich vielleicht noch ein, zwei Jahre weitermachen können, aber der Einstieg in den März-Verlag schien mir eine gute Alternative. Aufgrund meiner zahlreichen Strafverfahren wusste ich, dass ich keine Jura-Laufbahn einschlagen würde. Die Generalamnestie war noch nicht ausgesprochen, und anders als einige meiner Kommilitonen hatte ich keine Lust, mir den Weg zu einer Zulassung zum Referendariat und als Anwalt freizuklagen.

Schon vor und während des Auflösungsprozesses des SDS-Bundesverbands hatte ich immer wieder einmal lektoriert. In gewisser Weise professionalisierte ich mich durch mein Engagement bei März als Nebenher-Verleger von Propagandabroschüren, und ich kümmerte mich um den Vertrieb von politischen Texten aus dem Ausland.

In dieser Zeit genoss ich erste kleine Vorteile, die einem zufliegen, wenn man eine gewisse Prominenz erreicht hat. Im Sommer 1970 fand die Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko statt. Obwohl ich kein besonderer Fan war, wurde ich zu meiner Überraschung zum Gala-Dinner der mexikanischen Botschaft mit dem Deutschen Fußball-Bund (DFB) im Marriott-Hotel hinter der Messe in Frankfurt eingeladen. Das war eine Riesensache mit lauter prominenten Leuten. Als ich schon die Einladung wegwerfen wollte, sagte Liane Ihre, die auch für den März-Verlag arbeitete, sie wolle da hingehen. Liane begleitete mich auch sonst auf Verlagsfahrten.

Ich hatte keine Vorstellung davon, wie aufgedonnert und Chi-chi das alles war. Schon beim Hineingehen ins Hotel stolperte ich auf der Treppe in die Fernseh-Lottofee, eine der ersten TV-Berühmtheiten im Lande, die ich aus Biedenkopf kannte, wo sie aufgewachsen war. Sie war ganz überrascht, weil sie mich aus dem Fernsehen kannte und fand, ich gehöre nicht auf einen solchen Empfang. Das war schon sehr komisch. Danach saß ich mit den Fußballlegenden Fritz Walter und Uwe Seeler am Tisch und ließ mir die Speisekarte von ihnen signieren. Irgendwann erzählte ich unserem Freund Klaus Theweleit davon. In den Augen seines Sohns gewann ich damit enorm an Ansehen. Ich schickte ihm später die Speisekarte; ich dachte, sie sei für mich entbehrlich. Daniel hat sie bestimmt aufgehoben.

Rauswurf bei Schröder und eine Männerbande

Weniger strahlend verlief in diesen Anfangstagen meine Verlagsarbeit. Statt wie geplant das Buch des linken Historikers Erhard Lucas über die März-Revolution im Jahr 1920 herauszubringen, waren meine Tage als politischer Lektor schon nach knapp eineinhalb Jahren bei Jörg Schröder gezählt. Es lag nicht an der politischen Ausrichtung des Verlagsprogramms: Schröder

Danksagung

Schon früh in meinem Leben war ich interessiert an neuen Wegen, war unverfroren und beharrlich. Als sich mir über das Austauschprogramm »Youth For Understanding« (YFU) die Gelegenheit für ein Austauschjahr in den USA bot, griff ich zu. Die Erfahrungen, die ich dort machen durfte, bestimmten meinen weiteren Lebensweg.

Meine Tochter Jenny absolvierte 30 Jahre nach mir das gleiche Programm. Und sie wiederum als Mentorin von YFU brachte mich mit Dietegen Müller zusammen, der sich so für mein bewegtes Leben interessierte, dass er sich bereit erklärte, mich bei der Niederschrift meiner Erinnerungen zu unterstützen.

Wir führten in den vergangenen zwei Jahren unzählige Gespräche miteinander und mit Dritten. Wir sichteten die vor rund einem Vierteljahrhundert aufgenommenen Interviews von Sabine Baumann und ermittelten Quellen, transkribierten die Gespräche und überprüften Fakten. Ohne Dietegens ausdauernde Energie, Neugier und Liebenswürdigkeit hätten diese Erinnerungen nicht als Buch erscheinen können. Und auch nicht ohne das Verständnis und Interesse, das diesem Projekt von seiner Frau Claudia und seinen Kindern Ida, Teresa und Ferdinand entgegengebracht wurde.

Darüber hinaus wurden wir bei unserer Arbeit von einer ganzen Reihe weiterer Personen unterstützt, die mich in meinem Leben begleitet haben.

Ihnen allen bin ich dankbar.

KD Wolff, März 2025